

Wie man früher Schußwunden behandelte.

Von Universitätsprofessor Dr. Theodor Meher-Steinag (Jena).

Die Behandlung von Verletzungen, die der Mensch im Kampfe mit einem Feinde erlitten hatte, gehört zu den ältesten Aufgaben der ärztlichen Tätigkeit. Lange bevor es wirkliche Kräfte gegeben hat, verstand man es schon ausgezeichnet, die in den Körper eingedrungenen Geschosse zu entfernen, die Wunden geschickt zu verbinden und durch geeignete Maßnahmen, wie Auflegen von Kräutern, Bestreichen mit Salben zur Heilung zu bringen.

Im allgemeinen blieben die Methoden der Schußwundenbehandlung ziemlich unverändert, solange als Schußwaffe ausschließlich der Pfeil und daneben höchstens noch das sog. Schärberblei in Betracht kam. Mit der Erfindung und Anwendung der Feuerwaffen entstanden dann aber neue Aufgaben.

Es war ein deutscher Arzt, Heinrich von Vissolp, der in seiner 1400 erschienenen Schrift als erster vom „Schießpulver“, von den Augen und den durch beides verursachten Wunden kurz berichtet. Die Vorkämpfer, die er zur Behandlung solcher Verletzungen macht, lassen erkennen, daß er einfach die Vorschriften über die von Pfeilen herrührenden Schußwunden auf diejenigen durch Feuerwaffen angewendet: sie bestehen in Unterbindung der Wunde mit der Sonde, Entfernung etwaiger Knochenfragmente und anderer Fremdkörper und schließlich auch der Kugel selbst.

Wieder ein neues Moment kam in die Frage der Schußwundenbehandlung hinein, als man zu entdecken glaubte, daß die durch Feuerwaffen entstandenen Wunden „vergiftet“ seien. Ebenfalls ein deutscher Wundarzt Hieronymus Brunowicz, berichtet als erster hierüber im Jahre 1497. Die sehr eine ärztliche Meinung, wenn sie nur einmal von einem Namen von Namen mit der nötigen Bestimmtheit ausgesprochen worden ist, kritisch hingenommen wird, steht man sehr schon an diesem einen Beispiel: war entbrannte in der Folgezeit ein bis in das 17. Jahrhundert hinein fortwährend geleiteter Streit darüber, ob die Wundvergiftung auf das Schießpulver, die Kugel oder beides zurückzuführen sei; die Tatsache selbst, daß Feuerwaffen vergiftete Wunden hervorriefen, wurde hingegen von allen Ärzten als unumstößlich hingenommen.

Die traurige Folge dieser verkehrten Annahme blieb denn auch nicht aus. Brunowicz selbst riet, man solle ja das Gift aus der Wunde entfernen, zu diesem Zweck ein aus Haaren verfertigtes Seil in den Schußkanal einführen, es hin und her ziehen, auch ein meißel-

förmiges Stück Speck hineinführen und ähnliches mehr. Noch weit schlimmer war das, was der bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stehende italienische Wundarzt de Vigor tat und seinen Verursachern anempfahl. Er meinte, man müsse das Gift in der Wunde unter allen Umständen zerstören. Zu diesem Zwecke führte er entweder ein glühendes Eisen tief in die Wunde ein, oder er braunte sie mit siedendem Öl oder mit einer sogenannten Keyfabe aus. Der Erfolg dieser „Behandlung“ war denn auch augenscheinlich: zu der doch meist infolge der Größe der damaligen Geschosse schon an sich verhältnismäßig schweren Verletzung und Verströmung lebendigen Gewebes kam nun noch eine weitgehende Zerstörung und Verbrennung der ganzen Wundumgebung hinzu. Und man braucht sich nicht zu wundern, wenn in den Verdrüßten jener Zeit immer und immer wieder auf das lebhafteste darüber geklagt wird, mit welcher schrecklichen Verunstaltungen und Gebrauchsstörungen alle etwas tiefer gehenden Schußverletzungen ausheilten, und wie unendlich viele von ihnen zum Tode durch Brand führten. Es mutet uns heute um so festsamer an, wenn wir hören, daß damals nicht ein einziger Arzt — und es gab darunter zweifellos auch im 18. Jahrhundert tüchtige Chirurgen — von selbst auf den Gedanken kam, einmal nachzuprüfen, ob nicht die Schußwunden viel besser heilen würden, wenn man sie gänzlich in Ruhe ließe; daß es vielmehr einem Zufall vorbehalten bleiben mußte, diese Tatsache als etwas ganz Neues zu entdecken. Dieser Zufall knüpfte sich an den Namen des Neubegründers der Chirurgie überhaupt: Ambroise Paré, dessen Gedanken und Vorschriften über die Wundbehandlung eine Entwicklung eingeleitet haben, die dann — wenn auch nur allmählich und mit zahlreichen Unterbrechungen — zu unseren modernen Wundheilverfahren hingeführt hat.

Kleines Feuilleton.

Komödienhaus: „Der siebente Tag.“

Aus dem Roman von Rudolf Schanzer und Ernst Welisch.

Ernst Welisch debütierte vor Jahren mit einem stimmungsvollen und geistvollen Verleschen aus dem Mittelalter „Das Fest von St. Matern“, das die Begegnung eines zu hochjahrenden menschlichen Ueberlebenden aufgeschlagenen Gaultiers mit der vor langer Zeit verlassenen, in Not und Elend noch immer gläubig an ihm hängenden Geliebten und den Zusammenbruch des eiteln Uebermenschenwahns in starker Steigerung darstellte. In der neuen Arbeit erinnert nur noch die Gewandtheit der Verse, die spielerische Leichtigkeit des Reims an jene frühere. Von irgend welchen festlichen Problemen, von Verleschen, eigene Wege zu gehen, ist nicht mehr die Rede. Die Situationsfindung, die da aufgeboten wird, um ein verdientes und verflüchtigtes, den neu geborenen Ehemann nachsichtig bestreitendes Aristokratendämchen in den Zustand der Verliebtheit zu befördern, ist ohne sonderliche Lustspielmäßige Kraft, lebt fast ausschließlich von der Maniertheit der von den Darstellern lebhaft gefällig vorgetragenen Verse. Daneben halten in den Damenrollen die annuität grotesken Kostüme und Frisuren der friderizianischen Zeit.

Eine unternehmungslustige Witwentante, von Ida Wüst pilant und pudig durchgeführt, legt dem verdrüßten Nichten mit ihrem Gerede von der Minderwertigkeit der Männer zu den bereits vorhandenen noch einige weitere Vögel in den Kopf. Um den Erkorenen auf seine Würdigkeit noch hinterher zu prüfen, erklärt dieselbe, daß es der Jähzeit ihrer Mädchenleide widerstehe, ihn bereits auf der Hochzeitreise in Potsdam zu erlösen. Er möge warten, bis sie in ihrem Heim sind. Er unterwirft sich schweigend demütig und kommt lo, umgelehrt, wie in der „Widerpenstigen Fäsmung“, nicht durch Aufstumpfen, sondern durch Nachgiebigkeit zu der erstrebten Pannesautorität. Von dem Pantoffelhelden-Schwiegervater, der, wenn die gestrenge Gattin nicht zugegen, sich gern ins Löwenfell des absoluten Hausherrn leidet, noch extra scharf gemacht, schon in den ersten Tagen am Fundament seiner ehelichen Ueberlegenheit zu bauen, umgürtet er sich fest mit allen Josephungen, stellt sich entschlossen blind und taub, als seine hübsche Partnerin seinen allzu pünktlichen Gehoriam schon ein paar Tage darauf fatal zu finden anhängt. Erika Schlaehner brachte

Sie gingen dorthin. Kraupat ließ dem Postboten ein Gläschen vorsetzen, während er mit schwerer Hand unterschrieb. Als er allein war, öffnete er das Schreiben. Es enthielt seine Vorladung als Zeuge in der Untersuchungssache gegen Enskat auf einen der nächsten Tage. Das war zu erwarten gewesen, aber nun es eingetroffen war, erschütterte es ihn gewaltsam. Was sollte er tun? Ausbleiben? Damit zog er doch die Entscheidung nur kurze Zeit hin. Die Wahrheit sagen? Unmöglich! Falches Zeugnis ablegen? Die Kehle schnürte sich ihm zusammen. Auch das noch!

Der Krüger kam wieder herein. „Wissen Sie schon, Kraupat,“ fragte er, „daß Ihre Mutter sehr krank ist?“

„Meine Mutter?“

„Ja. Es ist nach dem Arzt geschickt. Sie soll gestern einen Schlaganfall gehabt haben. Ein Arm und Bein sind völlig gelähmt.“

„Meine Mutter —!“ Er stürmte fort nach dem kleinen Hause. Erst wenige Schritte davor fiel ihm ein, daß die alte Frau ihm im Horn verboten hatte, zu ihr zu kommen. Aber er stutzte doch nur einen Augenblick. Dann ging er hinein. Seine alte Mutter mußte er noch einmal sehen.

Er war nicht wenig überrascht, Verta bei ihr zu finden. Sie verrichtete augenscheinlich Krankendienst. Als sie den Müller eintreten sah, stand sie vom Stuhl am Bett auf, stellte das Schälchen, aus dem die alte Frau gegessen haben mochte, auf den Tisch und machte Anstalt, sich zu entfernen.

„Bleibe doch, bleibe,“ rief die Kranke mit schwerer Zunge, „laß mich nicht allein.“

„Ich komme wieder,“ sagte Verta freundlich und ging mit gesenkten Augen an ihrem Manne vorbei, der sich seitwärts aufgestellt hatte und die Mühe mit beiden Händen wie ein Bettler vor sich hin hielt, aus der Tür.

Die Kranke richtete den Kopf ein wenig auf und erkannte ihren Sohn. „Kommst Du, Endrik, kommst Du,“ fauchte sie, „um zu sehen — was Deine Frau — an mir tut? Sie ist gut — sie ist engelgut — Du hast ihr — schweres Unrecht getan.“

Er sank vor dem Bett auf die Knie nieder, fauchte hastig ihre schlafende Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Ja, Mutter,“ stammelte er, „ich bin ein Sünder, ein großer Sünder vor Gott und den Menschen.“

„Mit mir — gehst Du zu Ende —“ fuhr sie mühsam fort. „Wer weiß — ob ich die Nacht noch — erlebe. Sie haben — nach dem Arzt geschickt, aber der — kann mir nicht helfen. Es kann mir keiner helfen, als der Herrgott allein — und sein lieber Sohn — der für uns am Kreuz gestorben ist. Aber ich weiß — er verwirft mich — wenn ich nicht meine Schuld — hier auf Erden bekenne. Nach dem Geistlichen — verlangt mich, nach dem Geistlichen. Aber wie kann ich ihm beichten, ohne meinen einzigen Sohn — zu verderben? O mein Gott, mein Gott, Du weißt, daß ich meinte — einem Unschuldigen

mit liebenswürdig sein naiver Grazie und drolligem Humor den Frontenwechsel, auf den das Stübchen eingestellt ist, heraus. In des die Pfeile waren allzu bald verschossen. Eine höchst spinnwebene um die Figur der Tante gruppierte Liebesaffäre, in der ein Vetter (Eugen Burg) die Rolle des dienstbeflissenen Gamedewarthen, ein Mittmeister (Kästerberg) die des braven unter fallchem Verdachte stehenden Liebhabers und eine Ballerina (Fräulein Orsta) den entlungsvollen, um fremdes Liebesglück demühten Engel zu mimieren hat, mußte Streckungsdienste leisten. Was ein unterhaltfamer Einakter hätte werden können, zog sich ermüdend durch drei Theaterstunden hin. Reinhold Schünzel karikierte ufig die Tanzmeisterpepe des Virtuosenkompagnons der Ballettense. Paul Otto gab in eleganter Haltung den schmunzelnden, jungen Chemann. dt.

Der gegenwärtige Zustand der Bagdadbahn.

Die ungeheuer ausgebehnte Strecke der Bagdadbahn, die dank den Siegen der Deutschen und ihrer Verbündeten Truppen heute ganz durch unter Herrschaft der Zentralmächte und der Türkei stehendes Gebiet verläuft, befindet sich gegenwärtig in einem Zustand des Ausbaues, dem zur endgültigen Vollendung nur noch die technische Fertigstellung einer Linie in Länge von 633 Kilometer fehlt. Da diese Strecke, die zu dem Stütz von Haidar-Pascha (Konstantinopel) bis Bagdad gehört, erst nach dem Kriege fertiggestellt werden soll, ist, wie im „Prometheus“ dargelegt wird, die Arbeit an diesem Nebenunternehmen, das in seiner Art ohne Beispiel da steht, zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Die letzte der während des Krieges und selbst zu Beginn des Jahres 1916 noch im Bau befindlichen Teilstrecken, nämlich die Strecke Solabie-Mamure, wurde bereits Anfang Februar dieses Jahres dem Verkehr übergeben. Da von der gesamten Länge der Linie Haidar-Pascha bis Bagdad, die 2435 Kilometer mißt, nummehr 1802 Kilometer in Betrieb stehen, ist der gesamte Bau bis auf das genannte nach dem Krieg zu vollendende Bestück von 633 Kilometer Länge endgültig durchgeführt. Der Grund für das Aufschieben der restlichen, verhältnismäßig kleinen Arbeit besteht in den gegenwärtig naturgemäß gesteigerten Schwierigkeiten in der Beschaffung des erforderlichen Materials, auch ist die Ueberwindung des Geländes mit mancherlei Hindernissen verknüpft, die vor allem in der Durchquerung einer ganzen Anzahl beträchtlicher Höhenhebungen bestehen. Das Bestück verteilt sich auf zwei Linien, nämlich auf die Linie Haidar-Pascha-Aleppo, von der noch die 42 Kilometer durchmessende Strecke von Doral nach Karabuna zu bauen ist, sowie auf die Linie Aleppo-Bagdad, von der noch das Teilstück Ras-el-im nach Samara technisch fertiggestellt werden muß. Aber auch diese geringen Bestück bieten heute dem Verkehr im ganzen keine ernsthaften Schwierigkeiten, da sie vorläufig durch außerordentlich gut angelegte und gesicherte Straßen ersetzt werden.

Notizen.

Die Shakespeare gerettet wurde. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Shakespeares gesamtes Lebenswerk einmal in Gefahr schwebte, durch einen Feuerbrand zerstört zu werden und daß die unsterblichen Dramen nur durch einen glücklichen Zufall auf uns gekommen sind. Der Dichter wurde so wenig gelesen, so wenig gedruckt, daß es im Jahre 1608 nur eine einzige, aus 300 Exemplaren bestehende Ausgabe seiner Werke gab, die von Heminge und Condell. Von diesen 300 Exemplaren waren fast alle in London noch auf Lager, als im Jahre 1608 die Stadt in Flammen aufging. Und bei der gewaltigen Feuerbrunst verschwand die ganze Ausgabe Heminge und Condell, mit Ausnahme von 48 Exemplaren, die im Laufe eines Zeitraums von 50 Jahren verkauft worden waren. Die 48 Käufer haben Shakespeares Werke, die heute die ganze Welt mit Bewunderung erfüllen, vor dem Untergang bewahrt. . . .

Fischverbrauch in der Kriegszeit. Der Verbrauch von Karpfen ist im Jahre 1915 in Wien immens gestiegen, und zwar von 613 840 im Jahre 1913 auf 1 022 033 Kilogramm im Jahre 1915. Ebenso ist der Konsum von Hechten und Brachsen um das Vierfache gegen 1913 gestiegen. Nur Forellen und Zander weisen einen Rückgang auf. Der Verbrauch der billigeren Weißfische variiert — hier entscheiden vor allem die Fangmöglichkeiten — nicht wesentlich.

Endrik Kraupatis.

Eine litauische Geschichte von Ernst Wichert.

Er mußte, was es enthielt. Tagelang trug er es mit sich herum. Es kam ihm nicht aus dem Gedanken. Er berauschte sich, aber dann wurde die Qual noch größer: er sah Bilder vor Augen, die alles Grausigste überboten, das seine Phantasie jemals aufgeregt hatte, hörte Jammerlaute, die sein Mark erschütterten. Ein Glas Brantwein auf dem Tische setzte ihn so in Furcht, daß er zitterte; schon der Geruch vertrieb ihn aus der Krugstube. Einen Mord sollte er auf seine Seele laden, sein eigenes Weib — er schüttelte sich. Niemand hat doch ganz Recht: Ruhe ist nicht zu finden, außer dieses Letzte geschieht. Und sie hält das Geld fest. — Es ist ihr nicht mit Gewalt und nicht mit List abzunehmen. Soll alles umsonst gewesen sein?

Er umstrich das Mühlenhäuschen, machte sich zwischen den Brandmauern an den Steinhäufen und Stapeln von verkohltem Holz etwas zu schaffen und kehrte immer wieder um. Aber er überlegte, wie das Pulver seiner Frau beigebracht werden könnte, ohne daß Mare in Gefahr käme. Er liebte das Kind. Ihm geschah schon Leid genug, wenn es die Mutter verlor. Er wollte sich in die Küche einschleichen und das Pulver in den Kochtopf schütten. Aber dann mußte erst Mare entfernt werden. Er meinte sie wohl an sich loden und bis zum Abend auswärts beschäftigen zu können. Zu Niemand sagte er wie beiläufig: „Wenn ich Dir einmal meine Tochter, die Mare, mit einer Bestellung hinausbringe, so halte sie auf, daß sie nicht weggeht, bis ich selbst komme.“

„Die Mädchen sind ein hübsches Spielzeug,“ antwortete sie lachend.

Er wollte am anderen Vormittag warten, bis Mare aus der Schule kommen würde und setzte sich auf den Stumpf einer Weide am Wege, nicht weit von der Mühle. Er konnte da ins Wasser sehen, das sonst so fleißig das Mühlrad gedreht hatte und jetzt schnell abfloß, an der Ruine einen kleinen Wasserfall bildend. Wenn die alte Mühle noch stünde! Er seufzte schwer. Wenn sie noch stünde!

Jemand schlug ihm von hinten leicht auf die Schulter. Er erschrak und blickte um. Es war der Postbote Jacobkeit. „Guten Tag, Herr Kraupat,“ sagte er. „Ich war schon im Krug, fand Sie aber nicht. Da ist ein Schreiben an Sie mit dem Gerichtssiegel.“

„Ein Schreiben an mich —?“

„Ja, mit dem Gerichtssiegel. Sie müssen mir den Empfang bescheinigen.“

„Natürlich —“

„Können wir dazu ins Haus gehen?“

„Nein. Aber wenn Sie nochmals in den Krug —“

aus schwerer Not zu helfen — meinem einzigen Kinde —! Und nun — muß ich ihm auch das — aufs Gewissen laden, daß ich ohne Weichte — und Aberdahl sterben muß und die ewige Seligkeit — nicht finden kann —“

Ihre Worte wurden von schluchzenden Tönen erstickt. „Mutter — Mutter!“ rief er, „Du wirst noch nicht sterben, Du darfst noch nicht sterben. Es wird alles gut werden — warte noch kurze Zeit mit der Weichte — nur bis morgen.“

„Wie kann alles gut werden?“ stöhnte sie, „Du hast — die Mühle angezündet — und ich hab' die Niemand — zu einem Wein-eid verleitet — und Dich hat die schlechte Person in ihre Gewalt gebracht, daß Du zu Deiner Frau — nicht mehr zurück kannst — und den Enskat haben sie unschuldig — ins Gefängnis gesperrt —“

„Mutter —“ bat er schluchzend, „laß den Herrn Pfarrer kommen — sofort, daß er Dich erleichtert. Sag ihm alles — und er mag's dem Gericht anzeigen. Was Du gefehlt hast — aus Liebe zu mir — das wird Gott Dir verzeihen können. Aber ich — ich will hühen.“

„Nein, nein — ich kann's nicht,“ wimmerte sie, „mein Sohn — mein einziger Sohn —“

Er stand auf, beugte sich über sie und küßte ihren Mund. „Abe, Mutter,“ sagte er, „ich will's selbst besorgen — das sei mein Dank.“

Die alte Frau wollte ihn zurückhalten, aber auch die nicht gelähmte Hand hatte keine Kraft. Kraupat verließ rasch das Stübchen und gleich darauf auch das Haus. An die Tür seiner Frau wagte er nicht anzuklopfen.

Eben kam Mare aus der Schule. Sie lief auf den Vater zu, umfachte ihn und sagte: „Warum kommst Du gar nicht mehr zu uns? Die Mutter ist so traurig. Hast Du denn immer in der Stadt zu tun? Ich weiß gar nicht —“ Sie fing an zu weinen. „In der Schule — rüden die Kinder von mir fort, und der Lehrer hat gesagt, es sei ein Skandal und ich könnte nicht länger bleiben.“

Er streichelte ihr das blonde Haar. „Lauf zum Herrn Pfarrer,“ sagte er weich. „Die Großmutter ist sehr krank. Er möchte sofort zu ihr kommen — sie will das heilige Abendmahl nehmen. Aber spüte Dich.“

„Soll ich nicht erst die Mutter fragen?“

„Nein — es wird sonst zu spät.“ Er hob das Kind auf, drückte es an die Brust und küßte es herzlich.

„So bist Du mein lieber Vater,“ rief Mare und eilte fort dem Kirchenstege zu, der sie auf kürzestem Wege nach dem Pfarrhause bringen konnte.

Der Müller sah ihr eine Weile mit unstillen Blicken nach. Die Hand hatte er in die Tasche gesteckt. Sie sahte unwillkürlich das Päckchen mit dem weißen Pulver. Jetzt hätte er leicht in die Küche zurückgehen und es dort ausschütten können. Aber das kam ihr gar nicht in den Sinn. Etwas ganz, ganz anderes.

(Schluß folgt.)

